



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2018

Der Esstisch. Eine historische Skizze zur raumsemiotischen Nutzung eines Möbelstückes

Linke, Angelika

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-169544>

Journal Article

Published Version

Originally published at:

Linke, Angelika (2018). Der Esstisch. Eine historische Skizze zur raumsemiotischen Nutzung eines Möbelstückes. *Historische Anthropologie*, 26(3):350-378.

Der Esstisch

Eine historische Skizze zur raumsemiotischen Nutzung eines Möbelstückes¹

von Angelika Linke

Möbel sind Medien menschlichen Handelns.² Für den Esstisch gilt dies in besonderer Weise: Als Ort, an dem sich Menschen im Verzehr vergemeinschaften, bildet er den räumlichen Nukleus in der Herausbildung und in der historischen Ausformung des „soziologischen Gebildes der Mahlzeit“.³ Er verbindet die Körper der Essenden, die an ihm aufgereiht und auf ihn ausgerichtet sind, und bietet den Operationsraum für deren Aktivitäten, indem er sowohl die Speisen als auch die Gerätschaften des Verzehrs auf gemeinsamer Fläche bereithält und deren koordinierten Gebrauch erleichtert und steuert. In seiner spezifischen Räumlichkeit und vor allem in seiner prototypischen Nutzung als Versammlungsort Mehrerer ist der Esstisch ein *soziales* Möbel.

Meine folgenden Überlegungen konzentrieren sich auf diesen Aspekt, und zwar unter raumsemiotischer Perspektive. Ich frage danach, ob und wie die Raumordnungen, die Menschen auf, am und um den Esstisch generieren und in die sie sich selbst einfügen, als zeichenhafter Ausdruck und performatives Moment *gesellschaftlicher* Ordnungen gelesen werden können und damit auch als – bewusster wie unbewusster – Reflex des soziokulturellen Selbst- und Weltverständnisses der Tischgemeinschaft und ihrer Mitglieder.

Dafür schlage ich – notwendig skizzen- und lückenhaft – einen historischen Bogen, der vom ausgehenden Mittelalter bis in die Gegenwart reicht, dies in der Absicht, anhand übergreifender Konstanten wie auch signifikanter Wechsel in den Raumordnungen am Esstisch den postulierten Bezug zwischen räumlichen Konfigurationen und gesellschaftlichen Ordnungen zu belegen, zu veranschaulichen und zu differenzieren.

Die Quellen, die ich für diese Unternehmung nutze, sind in erster Linie bildliche Quellen. Diese lassen sich durch entsprechende verbale Zeugnisse (von Festberichten, Hofkalendern und Inventarlisten über Tagebücher und Briefe bis zu literarischen

1 Die Grundlagen zu diesem Beitrag habe ich im Rahmen einer kurzen Forschungsretraite am Wissenschaftskolleg zu Berlin erarbeitet, die mir als *former fellow* dort ermöglicht wurde. Die so überaus hilfreichen guten Dienste der Bibliothek möchte ich an dieser Stelle speziell verdanken.

2 Unter der Medialität von Möbeln verstehe ich deren Eigenschaft, menschliches Handeln (also etwa Sitzen, Liegen, Aufbewahren, Mahlzeit halten etc.) zu unterstützen und variabel zu machen, es aber dabei *notwendig* auch zu formen bzw. es immer nur in einer je spezifischen Weise zu ermöglichen.

3 Georg Simmel, Soziologie der Mahlzeit, in: Kikuko Kashiwagi-Wetzel/Anne-Rose Meyer (Hg.), Theorie des Essens, Berlin 2017 [1910], 69–76, hier 69.

Quellen) ergänzen. In allen Fällen gilt – als notorisches Problem historischer Forschung allgemein – dass sich aus den vorhandenen Zeugnissen in erster Linie die Lebensverhältnisse von Oberschichten rekonstruieren lassen. Bis weit ins 18. Jahrhundert hinein sind dies höfisch-adlige, hofnahe oder sehr wohlhabende bürgerliche Kontexte. Zudem gilt sowohl für die Darstellungen sozial gehobener wie auch für die selteneren Darstellungen einfacher oder auch dezidiert unterschichtlicher Verhältnisse, dass mit Stilisierungen, Überhöhungen – oder auch sozialen Abwertungen – sowie mit Romantisierungen, Anachronismen etc. gerechnet werden muss.⁴ Also mit gesellschaftlichen Wertungen und Projektionen im weitesten Sinn sowie mit spezifischen Wirkungs- beziehungsweise Aussageabsichten der historischen Akteure, welche die entsprechenden Abbildungen beziehungsweise Texte hergestellt oder zumindest verantwortlich haben. Fehldeutungen der Quellen können in Anbetracht dieser Umstände auch bei reflektierter Nutzung nicht systematisch ausgeschlossen werden, Erkenntnisse haben entsprechend immer einen gewissen Vorläufigkeitscharakter.

1. Kleine sprachgeschichtliche Vorbemerkung

Der sprachliche Ausdruck für das Möbel, um das es mir im Folgenden geht, also das Kompositum *Esstisch*, tritt eher spät, wohl erst im Verlauf des 17. Jahrhunderts,⁵ in den allgemeinen Sprachgebrauch im Deutschen ein. Das heißt erst dann, als im Wohnalltag breiterer Kreise auch weitere Tischformen – Tee-Tische, Spieltische, Nähtische, Ankleide- und Putztische – üblich werden, von denen der Ess-Tisch als der für die substantiellen Mahlzeiten vorgesehene Tisch nun auch sprachlich abgehoben wird. Bis dahin wird in erster Linie das Simplex *Tisch* genutzt, wenn auf den Tisch, an dem man isst, referiert werden soll.

Dieses Simplex wiederum ist eine frühe Entlehnung aus griechisch-lateinisch *discus*, es ist als *tisc* bereits althochdeutsch belegt, mit einem Bedeutungsspektrum von ‚Tisch‘ über ‚Dreifuß‘ bis zu ‚Schüssel‘,⁶ worin sich bereits die enge konzeptuelle Verbindung zwischen Tisch und Verzehr dokumentiert. Weitgehend synonym zu *Tisch* findet sich – ebenfalls bereits in althochdeutscher Zeit aus dem romanischen *tavola* (lat. *tabula*) entlehnt – die *Tafel*. Auch mit diesem Ausdruck wird in erster Linie auf

4 Dies gilt in potenziierter Form auch für die lange und reiche Tradition der Darstellungen des Heiligen Abendmahls, die zum Teil in Anlehnung an die jeweilige zeitgenössische Prototypik, zum Teil aber auch historisierend – und auch dies wieder nach den Vorstellungen der Zeit – gestaltet werden.

5 Da Komposita in Wörterbüchern schlecht verzeichnet sind, lassen sich hier allerdings kaum gesicherte Aussagen machen. Das Deutsche Textarchiv, das einen voll durchsuchbaren, disziplinen- sowie gattungsübergreifenden Grundbestand deutschsprachiger Texte aus dem Zeitraum von ca. 1600 bis 1900 bereitstellt, weist unter den insgesamt 35 Belegstellen für *Esstisch* zwar eine Reihe von Belegen aus dem 18. Jh., aber nur einen Beleg aus dem späten 17. Jh. (1690) aus, vgl.: <http://www.deutschestextarchiv.de> (29.4.2018).

6 Vgl. *Jacob Grimm/Wilhelm Grimm*, Deutsches Wörterbuch, 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854–1961, Bd. 21, Sp. 506, zit. nach <http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=tisch> (21.05.2018); *Rudolf Schützeichel*, Althochdeutsches Wörterbuch, Tübingen ⁵1995, 282; *Herrmann Paul*, Deutsches Wörterbuch, neu bearbeitete Auflage von Helmut Henne/Georg Objartel unter Mitarbeit von Heidrun Kämper-Jensen, Tübingen ⁹2002, 1006.

den Esstisch referiert, schon früh mit der Konnotation eines vornehmen, zeremoniellen, üppigen Mahles.⁷

Den engen Bezug zwischen Tisch und Verzeehr belegen zusätzlich feste, auch heute noch gebräuchliche sprachliche Wendungen wie *zu Tisch gehen*, *bei Tisch sitzen*, *den Tisch aufheben*, in welchen das Simplex eindeutig auf den Tisch als Ort der Mahlzeit referiert. Dasselbe gilt für ältere Metonymisierungen, die den Tisch mit dem daran verzehrten Mahl identifizieren, also etwa *jemanden zu Tische laden*, *einen guten Tisch führen*, *freyen Tisch bey jemandem haben*⁸ etc., wie sie das Adelung'sche Wörterbuch vom Ende des 18. Jahrhunderts aufführt.

Auch das vom Simplex abgeleitete, seit frühneuhochdeutscher Zeit belegte Verb *tischen* bezieht sich ausschliesslich auf die Nutzung eines Tisches als Esstisch. Entweder auf das Vorbereiten des Tisches zur Mahlzeit (im gegenwärtigen Standarddeutsch allenfalls noch in der Derivationsform *auftischen* im Gebrauch)⁹ oder aber für das bei Tische sitzen und essen – letztere Bedeutung finden wir heute noch im Verb *tafeln* als der entsprechenden verbalen Ableitung von *Tafel*.¹⁰

Beiden Ausdrücken – also *Tisch/discus* als auch *Tafel/tavola* – liegt letztlich eine ursprüngliche Bedeutung ‚(Tisch-)Platte‘ zugrunde¹¹ – die Ausdrücke bezogen sich also zunächst nicht auf den ganzen Tisch, sondern nur auf die lange Zeit gar nicht fest mit dem Untergestell verbundene (Holz-)Platte, auf der das Essen angerichtet wurde.

2. Konfigurationen

Wie bereits die knappen wortgeschichtlichen Befunde verdeutlichen, steht die Gebrauchsemanik des Ausdrucks *Tisch* in engem Bezug sowohl zur Materialität¹² seines Referenzobjektes wie auch zu den Praktiken des Verzehrs und der Tisch-

⁷ Grimm/Grimm, DWb, Bd. 21, Sp. 14f.

⁸ Johann Christoph Adelung, Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart, 4 Bde, Wien 1811 [erste Aufl. 1774–1786], Bd. 4, Sp. 605, zit. nach <http://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemma=tisch> (21.05.2018).

⁹ Vgl. aber schweizerdeutsch *tischen* in der Bedeutung ‚den Tisch decken‘ (Friedrich Staub u. a., Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der Schweizerdeutschen Sprache, 17 Bde, Frauenfeld 1881–, Bd. XIII, Sp. 1928, zit. nach: <https://www.idiotikon.ch/Register/faksimile.php?band=13&spalte=1928&lemma=tischen> (21.05.2018)).

¹⁰ Vgl. Paul, Deutsches Wörterbuch, 110; Adelung, Grammatisch-kritisches Wörterbuch, 607; Grimm/Grimm, DWb, Bd. 21, Sp. 513.

¹¹ Diese hat sich im neuhochdeutschen *täfel* bzw. *täfern* (in der Bedeutung von ‚mit Platten belegen‘) erhalten, vgl. etwa Paul, Deutsches Wörterbuch, 990.

¹² Dass diese Materialität sehr vielgestaltig sein kann, auch wenn die Kombination aus (Tisch-)Platte und fest- oder lose montierten Füßen bzw. Böcken durchgehend die Grundform darstellt, lässt sich bereits dem Eintrag zu ‚Tafel‘ in Zedlers Universallexikon entnehmen: „Taffel, *Mensa*, *Table*, wird eines Theils vielmahlen vor den Tisch genommen, darauf man die Speisen zu setzen, und selbige daran zu verzehren pfleget. Dieser Tisch besteht ausser denen, die manchesmahl von Stein oder gar von Silber gefunden werden, allermeist aus Holtz, und ist der Form nach ganz veränderlich; bald ist er ein rechtes Viereck, bald hat er zwey lange und kurtze Seiten, bald ist er rund, bald oval, vieleckigt und gebrochen; ja bey sonderbaren Festins pfleget man auch ganz besondere Formen zu den Tafeln zu erwählen [...]“. (Johann Heinrich Zedler, Grosses vollständiges Universal-Lexikon, 64 Bde., 4 Supplementbde., Graz 1732–1754, hier: Bd. 41, 711, Hervorhebung im Original).

gemeinschaftlichkeit¹³, in welche er habituell eingebunden ist. Die folgenden raum-semiotischen Überlegungen beziehen beide Aspekte mit ein. Ich gehe dabei von einem interaktionstheoretisch geprägten, dialogistisch-relationalen Raumverständnis aus.¹⁴ Konstitutiv für dieses ist die Annahme, dass Raum als Kontext menschlichen Handelns eine Ressource darstellt, die erst im Akt ihrer Nutzung und Gestaltung – ihrer Kontextualisierung im Rahmen menschlicher Interaktion – ihre spezifische, auf den Menschen bezogene Dimensionalität und Sinnhaftigkeit erhält. Wiederholte und musterhafte Nutzungen haben dann entsprechende materiale wie kognitiv-emotionale Sedimentierungen zur Folge, die für die Mitglieder der jeweiligen *community of practice* Selbstverständlichkeitscharakter annehmen und Räume als bestimmte Räume (wieder)erkennbar machen. Kinder werden durch Sozialisierungspraktiken in solche Selbstverständlichkeiten – auch solche der Raumnutzung – eingeführt: Sie lernen, was Esstische sind, indem sie lernen, *dass* man an ihnen isst, *was* man an ihnen isst und vor allem *wie* man an ihnen isst.

Dieses relationale Verständnis von Raum bündle ich im Folgenden im Begriff der *Konfiguration*.¹⁵ Als theoretischer Begriff pointiert er die Auffassung, dass Räume sich erst in der auf eine Anordnung von Objekten beziehungsweise Körpern ge-

13 Der Ausdruck erscheint mir trotz seiner morphologischen Umständlichkeit als leidlich akzeptable Übertragung des englischen Ausdrucks *commensality*, der den sozialen Effekt des geselligen Verzehrs an gemeinsamer Tafel in seiner latinisierenden Wortbildung auf den Punkt bringt.

14 Martina Löw hat ein solches Raumverständnis, das sich als Alternative zu einem Verständnis von Raum als einem (vor)gegebenen Behälter versteht und die Emergenz von Raum als Effekt der Anordnung von Objekten und Körpern in den Vordergrund rückt, aus soziologischer Perspektive heraus entwickelt, mit, unter anderen, engen Bezügen zu Simmel, Giddens und Bourdieu (vgl. *Martina Löw*, Raumsoziologie, Frankfurt a. M. 2012). Ganz unabhängig davon – aber in der Stossrichtung konvergent – wurde seit den 1990er Jahren im Kontext linguistischer Interaktionsforschung, speziell unter multimodalitätstheoretischer Perspektive, ein vom grundlegenden Dialogismus menschlicher Interaktion ausgehendes Verständnis von Raum erarbeitet, das letzteren konstruktivistisch an ein interaktives ‚doing space‘ menschlicher Akteure bindet. Hierfür sind einerseits frühe Arbeiten aus der Interaktionspsychologie und -anthropologie relevant (vgl. *Norman Ashcraft/Albert E. Schefflen*, *People Space. The Making and Breaking of Human Boundaries*, Garden City, NJ 1976; *Adam Kendon*, *Conducting Interaction. Patterns of Behavior in Focused Encounters*, Cambridge 1990; *A. Lincoln Ryave/James N. Schenkein*, *Notes on the Art of Walking*, in: Roy Turner (Hg.), *Ethnomethodology. Selected readings*, Harmondsworth 1974, 265–278), vor allem aber die mikrosoziologisch orientierten Studien von Erving Goffman (*Erving Goffman*, *Behavior in Public Places. Notes on the Social Organization of Gatherings*, New York 1963; ders., *Interaction Ritual. Essays on Face-to-Face Behavior*, New York 1967) sowie etwa auch die interaktionslinguistischen Arbeiten Per Linells (*Per Linell*, *Rethinking Language, Mind, and World Dialogically. Interactional and Contextual Theories of Human Sense-Making*, Charlotte, NC 2009). Vgl. für die deutschsprachige Forschung etwa auch das Spektrum der Studien in *Reinhold Schmitt* (Hg.), *Körperlich-räumliche Aspekte der Interaktion*, Tübingen 2012; aktuell zum Konzept des ‚doing space‘ *Andreas H. Jucker u. a.*, *Doing space in face-to-face interaction and on interactive multimodal platforms*, in: *Journal of Pragmatics* 134 (2018), 85–101.

15 Vgl. zu diesem Begriff und seiner Anwendung sowohl auf das räumliche Arrangement von Körpern in menschlicher Interaktion als auch auf die (ad hoc vorgenommene, veränderliche wie auch in festen Arrangements sedimentierte) Anordnung von Interaktionsmöbeln: *Angelika Linke*, *Körperkonfigurationen: Die Sitzgruppe. Zur Kulturgeschichte des Verhältnisses von Gespräch, Körpern und Raum vom 18. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts*, in: Peter Ernst (Hg.), *Historische Pragmatik [Jahrbuch für germanistische Sprachgeschichte 3]*, Berlin – Boston 2012, 185–214.

richteten „synthetischen Tätigkeit“¹⁶ eines Betrachters ergeben, wobei dieser selbst Teil der Konfiguration sein kann, aber nicht muss.¹⁷ Unter *Konfigurationen* verstehe ich also diejenigen räumlich bestimmten Formationen, die aufgrund einer synthetisierenden Zusammenschau von ausgewählten Objekten und Körpern als *aus diesen konstituiert* verstanden werden, wobei dieser Wahrnehmungsprozess wiederum durch die räumlichen Gegebenheiten wie durch soziale Indizes beeinflusst ist. Sowohl die Bewegungen der Objekte oder Körper selbst als auch die Bewegungen des Blicks oder des Körpers des Beobachters können zu einer Auflösung der Konfiguration als einer wahrnehmungsdefinierten Struktur führen – Konfigurationen sind doppelt flüchtige Gebilde. Andererseits muss nicht jede Variation oder Veränderung im räumlichen Bezug von Körpern und/oder Objekten zueinander deren Wahrnehmung als Konfiguration verändern: Dem synthetisierenden Blick eignet eine gewisse Trägheit ebenso wie Flexibilität, vor allem aber auch eine typisierende Macht, die auf Ähnlichkeit und nicht auf Gleichheit abzielt.

Der Begriff der Konfiguration hebt damit ab auf die komplexe Interdependenz, die sich abspielt zwischen individuellen, auch Innovationen ermöglichenden Syntheseleistungen *einerseits*, den im interaktiven Austausch stabilisierten und soziokulturell habitualisierten Erkennungsmustern *andererseits* und den materialen wie strukturellen Typisierungen in der Gestaltung unserer räumlichen Lebenswelt *dritterseits*.

Mit Blick auf die konfiguralen Arrangements, in die der Esstisch eingebunden ist und die ihn ihrerseits wiederum charakterisieren, lassen sich nun drei Bereiche unterscheiden, die allerdings untereinander eng verbunden sind: Erstens die Konfigurationen von Objekten *auf* dem Esstisch, d. h. auf der Fläche der Tafel. Zweitens die Konfigurationen, welche von den Körpern der Sitzenden *am* und *um* den Esstisch *herum* gebildet werden; und drittens die Konfigurationen, die der Esstisch selbst *mit* seiner mobiliaren und architektonischen Umgebung eingeht beziehungsweise in die er eingestellt wird.

Ich versuche diesen unterschiedlichen Konfigurationen im Folgenden jeweils in einer kleinen historischen Skizze nachzugehen. Dabei behandle ich nicht alle historischen Epochen gleich detailliert – das Hauptgewicht liegt bei den Anfängen der hier in den Blick genommenen historischen Entwicklungen, d. h. auf dem späteren Mittelalter beziehungsweise der frühen Neuzeit.

3. Konfigurationen *auf* dem Tisch

Tischflächen haben über ihre klare Begrenzung einen hohen konfiguralen Effekt: Auf ihnen verteilte Objekte werden latent als zusammengehörig wahrgenommen, sofern diese Interpretation nicht durch deutlich unterschiedliche Nutzungswerte

16 Georg Simmel, Der Raum und die räumliche Ordnung der Gesellschaft, in: ders., Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Gesamtausgabe Bd. 11, Frankfurt a. M. 1992, 687–722, 697.

17 In diesem Simmel'schen Konzept trifft sich ein interaktionstheoretisch begründetes Raumverständnis mit den soziologisch fundierten raumtheoretischen Überlegungen von Martina Löw, deren Begriff der Anordnung sich mit dem der Konfiguration in vieler Hinsicht deckt. Vgl. Löw, Raumsoziologie, vor allem 224 f., 228 f.

einzelner Objekte ausser Kraft gesetzt wird. Und es ist umgekehrt diese konfigurations-
 tive Zusammenschau der Objekte, die es uns möglich macht, diese trotz historischer
 Distanz, unklarer bildlicher Fassung und materialer Fremdheit als Tafelgeräte (oder
 auch als Speisen) zu erkennen beziehungsweise zu identifizieren. Dies gilt auch für
 die Abbildungen 1 und 2 – beides Abbildungen spätmittelalterlicher beziehungsweise
 frühneuzeitlicher Tischgesellschaften – auf denen wir die Objekte, welche dort auf
 den Tischflächen aufgestellt und durch deren Begrenzung als zusammengehörig in-
 diziert sind, auch als zusammengehörig wahrnehmen, selbst wenn sie insgesamt eher
 zufällig auf diesen Flächen verteilt erscheinen.

Ausnahme bildet hier lediglich die Hauptschüssel, welche mehr oder weniger in die
 Mitte des Tisches gesetzt erscheint und so, besonders augenfällig bei einem runden
 Tisch wie in Abbildung 1, nicht nur für alle Mitglieder der Tischgesellschaft in gleicher



Abb. 1: Miniatur, frühes 15. Jh.¹⁸

¹⁸ Aus: Bruno Laurioux, *Tafelfreuden im Mittelalter. Kulturgeschichte des Essens und Trinkens in Bildern und Dokumenten*, Stuttgart – Zürich 1992, 132.

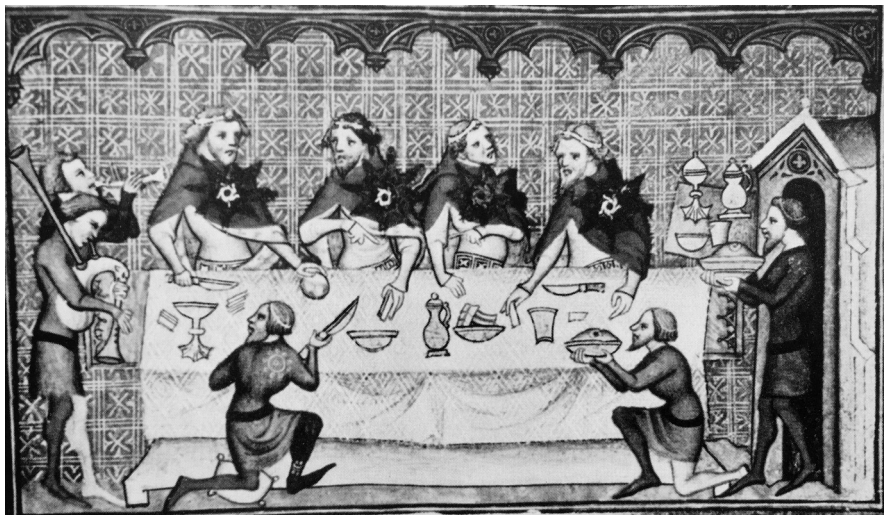


Abb. 2: Tafelei von Mitgliedern des Stern-Ordens, Miniatur spätes 14. Jh.¹⁹

Weise erreichbar ist, sondern diese auch konfiguratив verbindet.²⁰ Die Verschmelzung der Semantik von *Schüssel* und *Tisch*, wie sie althochdeutsch noch greifbar ist, lässt sich als Reflex dieser Konfiguration verstehen, besonders dann, wenn die zentrale Schüssel gleichzeitig die einzige Schüssel auf dem Tisch ist.²¹

Andere Darstellungen aus dem 15. Jahrhundert, wie etwa Abbildung 3, zeigen dagegen Indizes einer beginnenden räumlichen Strukturierung der Tischfläche: Hier liegt vor jedem Mitglied der Tischgesellschaft ein Brettchen – eventuell handelt es sich auch um Brotscheiben, die als Unterlage für Fleisch- und Fischstücke genutzt werden²² – und daneben das zugehörige Besteck.²³ Durch beides wird auf der gemeinsamen

19 Aus: Günther Schiedlausky, *Essen und Trinken. Tafelsitten bis zum Ausgang des Mittelalters*. München 1956, Tafel II.

20 Dass das Fondue ganz allgemein und vor allem bei Kindern als Gericht so beliebt ist und als ‚gemütlich‘ und ‚gesellig‘ gilt, dürfte nicht zuletzt mit der dafür typischen egalitären Konfiguration um das Caquelon und der durch die Gemeinschaftlichkeit der Hauptschüssel betonten Tischgemeinschaftlichkeit zu tun haben.

21 Das raumsemiotische Versprechen egalitärer Tischgemeinschaftlichkeit, welches die zentrale Schüssel vermittelt, kann allerdings jederzeit durch die hierarchische Regelung von Zugriffsrechten – wem wann der Griff in die Schüssel erlaubt ist – ausser Kraft gesetzt werden. Vielleicht ist die Tatsache, dass in Abbildung 1 die grösser dargestellten und auch durch aufwendigere Haartracht und Kopfbedeckung hervorgehobenen Personen an der oberen Rundung des Tisches auch diejenigen sind, deren Hände näher an die zentrale Schüssel (mit festlichem Geflügelbraten) heranreichen, als bildlicher Hinweis auf eine solche Hierarchisierung zu lesen.

22 Vgl. Laurioux, *Tafelfreuden*, 137; Ulrike Zischka/Hans Ottomeyer/Susanne Bäumler, *Die Anständige Lust. Von Esskultur und Tafelsitten*, München 1993, 25, 67.

23 Die Abbildung lässt keine genauere Bestimmung der Besteckteile, die zum Teil paarig, zum Teil dreiteilig dargestellt sind, zu: neben einem Messer handelt es sich vielleicht um Löffel sowie allenfalls zweizinkige Gabeln, die allerdings nicht zum Essen, sondern zum Erfassen und Transport von Speisen aus den gemeinsamen Schüsseln genutzt wurden. Vgl. auch Norbert Elias, *Über den*



Abb. 3: Miniatur aus der *Histoire du Grand Alexandre*, 15. Jahrhundert, Ausschnitt.²⁴

Fläche des Tischtuchs eine Reihe von Parzellen angedeutet, die sich zudem konfiguratив als einzelnen Tafelgästen zugeordnet lesen lassen. Diese Parzellen werden auf späteren Darstellungen zum Teil noch zusätzlich durch ein quer gelegtes Besteckteil oberhalb des Tellers zur Mittelfläche des Tisches abgegrenzt, so dass die Tischmitte als eine Art Allmend, als Gemeinfläche für die gemeinsam genutzten Schüsseln und Platten erscheint, gegenüber der die mit individuellem Essgerät besetzten Parzellen als kleine Privatgrundstücke interpretiert werden können. Diese Gesamtkonfiguration aus Allmend und Privatparzellen gilt in ihrer Grundstruktur bis heute.

Die historische Entwicklung zeigt allerdings, dass die kulturelle Aufmerksamkeit bis ins 18. Jahrhundert – speziell in festlich-zeremoniellen Kontexten – vor allem der Allmend galt. Aus dem 17. und 18. Jahrhundert sind zahlreiche Skizzen und ausgearbeitete Pläne überliefert, nach denen bei festlichen Mahlzeiten in höfischen Kontexten die Schüsseln, Platten und Teller, die zum selben Gang²⁵ gehörten, arrangiert wurden.

Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 2 Bde., Frankfurt a. M. ³²2010, Bd. 1, 86.

²⁴ Aus: *Laurieux*, Tafelfreuden, 28.

²⁵ Der Ausdruck referiert ganz direkt auf den Gang, d. h. das jedesmalige Gehen der Aufträger, wenn sie neue Speisen an die Tafel herantrugen: „Von Speisen, so viel deren auf Ein Mahl aufgetragen wird. Eine Tafel von drey Gängen. Der Braten kam im zweyten Gange“. *Adelung*, Grammatisch-kritisches Wörterbuch, Bd. 2, 400.

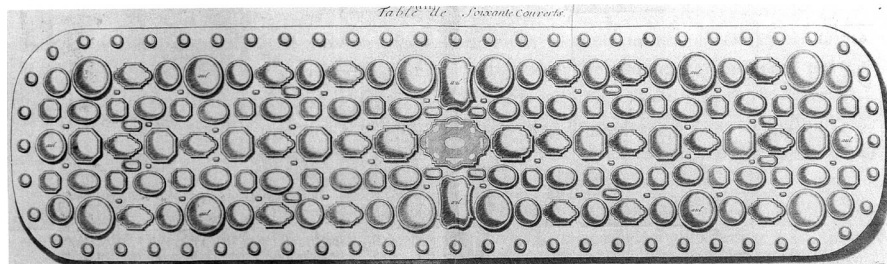


Abb. 4: Tafel mit 60 Gedecken. Aus: Vincent la Chapelle, *Le Cousinier Modern*, Den Haag 1742.²⁶

Die Darstellung in Abbildung 4 kann hier als repräsentatives Beispiel gelten. Vielfach sind auf solchen Tafelplänen die Schüsselpätze durchnummeriert – dies als Erleichterung der Aufgabe, bei jedem einzelnen Gang, der ohne weiteres 20 oder 30 Schüsseln beziehungsweise Gerichte umfassen konnte, exakt dieselbe Anzahl von Schüsseln, Platten und Tellern in exakt derselben, einmal gewählten Anordnung (wie auch in Abbildung 4 meist in doppelter Achsensymmetrie) auf den Tisch zu setzen.²⁷ Die Abbildung zeigt ausserdem, dass die Parzellen der Essenden – hier durch kleinere Teller markiert – in diesem Gesamtarrangement marginalisiert sind. Der Tisch dient der Ausstellung der Speisen, welche die Szenerie auf der Tischfläche dominieren.

Diese räumliche Hegemonialität der Tisch-Allmend wird seit der frühen Neuzeit allerdings zunehmend abgeschwächt und im 19. Jahrhundert durch den allgemeinen Wechsel vom *service à la française* zum *service à la russe* definitiv aufgehoben.²⁸ Dieser Wechsel geht damit einher, dass für die verschiedenen Gänge nun nicht mehr die Gerichte selbst auf die Tafel gesetzt, sondern dass letztere, bereits portionsweise auf Tellern arrangiert, den Essenden individuell serviert werden. Die Notwendigkeit eines grossen Allmendraums in der Mitte der Tafel entfällt damit weitgehend. Im Gegenzug können die Einzelparzellen der Tischgäste, die schon im 18. Jahrhundert als solche deutlich markiert sind, noch weiter ausgebaut werden: die individuellen Teller werden nun von einer Reihe unterschiedlicher Besteckteile umrahmt, mit einer Vielzahl von Gläsern umstellt und zum Teil durch weitere Gefässe und Geräte wie individuelle Brotteller, Salzfüsschen, Messerbänkchen etc. zusätzlich ausgedehnt und markiert (vgl. Abbildung 5). Der Ausdruck *Gedeck*, der im 18. Jahrhundert im Wortschatz des Deutschen nachweisbar wird,²⁹ bringt diese Entwicklung auf den sprachlichen Punkt: Seine Semantik schliesst die unterschiedlichen Gerätschaften des Verzehrs, die einem einzelnen Esser zugeordnet sind, zusammen und steht damit für die konfigurationelle Synthese, die im kulturellen Blick auf die Tischfläche geleistet und habitualisiert wird.

²⁶ Aus: Hans Ottomeyer, *Servie à la française und service à la russe. Die Entwicklung der Tafel zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert*, in: ders./Michaela Völkel (Hg.), *Die öffentliche Tafel. Tafelzeremoniell in Europa 1300–1900*, Wolfratshausen 2002, 94–102, 95.

²⁷ Vgl. Ottomeyer, *Entwicklung der Tafel*, 94.

²⁸ Ausführlich dargestellt bei Ottomeyer, *Entwicklung der Tafel*.

²⁹ Vgl. Adelung, der *Gedeck* als deutsches Äquivalent von franz. *couvert* führt (Adelung, *Grammatisch-kritisches Wörterbuch*, Bd. 1, 1353 f. und Bd. 2, 463 f.).



Abb. 5: Grosses Service für 6 Gänge.³⁰

Raumsemiotisch lässt sich die Entwicklung von der Andeutung von Gedecken im ausgehenden Mittelalter³¹ über deren deutlichere Ausformung in der frühen Neuzeit bis zur Verlagerung der konfigurativen Dominanz von der Allmend auf die Parzellen der Tischgäste im 19. Jahrhundert in doppelter Weise deuten. Einerseits – mit Blick auf den Esstisch – als zunehmende Individualisierung des Einzelnen im Rahmen der Tischgesellschaft, andererseits – mit Blick auf gesellschaftliche Entwicklungen – als konfigurativer Reflex der politischen Neuordnungen und der soziokulturellen Machtverlagerungen, die im selben Zeitraum mit dem Umbau der Stände- in eine Bürgergesellschaft einhergehen und die auch zu einem neuen Selbst- wie Gesellschaftsverständnis der jeweiligen Akteursgruppen führen.

Die konfigurative Markierung individueller Tischsegmente wird dann seit Beginn des 20. Jahrhunderts nochmals verstärkt. Dies geschieht einerseits durch sogenannte ‚Platzteller‘ und, seit den 1950er Jahren, durch die neu aufkommende Sitte, die bis dahin obligatorische Tischdecke – Raumzeichen der Zusammengehörigkeit aller auf dem Tisch befindlichen Objekte – durch individuelle Sets zu ersetzen. Dieser Schritt zur Singularisierung der Gedecke wird allerdings durch die Beibehaltung einheitlicher Materialien, Muster und Farben bei Geschirr, Besteck, Servietten (und auch Sets) überlagert und abgedämpft: Der raumsemiotischen Individualisierung der Gedecke steht die Vergemeinschaftung durch deren formal-stilistische Gleichheit gegenüber.

³⁰ Aus: *Erna Horn*, *Hohe Schule der Lebensart*, Kempten 1954, Bildtafel 32.

³¹ Wie etwa in Abbildung 2 ersichtlich, werden bereitgelegte Messer zunächst noch von den unmittelbaren Tischnachbarn – die in dieser Darstellung auch als jeweils paarweise im Tischgespräch verbunden dargestellt werden – gemeinsam verwendet; dasselbe gilt zum Teil auch für Trinkgefäße oder sogar Löffel, vgl. *Elias*, *Zivilisation*, Bd. 1, 85; *Zischka/Ottomeyer/Bäumler*, *Anständige Lust*, 68.

Ein weiterer Zeitsprung ins beginnende 21. Jahrhundert und in einen IKEA-Katalog hinein zeigt allerdings, dass diese Balance zwischen Vergemeinschaftung und Individualisierung nun nochmals verschoben beziehungsweise latent aufgehoben wird. Abbildung 6 stellt genau das dar, was Georg Simmel in seinen Überlegungen zur „Soziologie der Mahlzeit“ am Beginn des 20. Jahrhunderts und aus der Prägung bildungsbürgerlicher Tischkultur heraus nicht nur als „hässlich“, sondern darüber hinaus als geradezu „sinnwidrig“ gebrandmarkt hat, nämlich Gedecke mit individuell unterschiedlichen Tellern, Gläsern, Servietten etc. ...³² Sinnwidrig ist dies für den Bildungsbürger Simmel deshalb, weil nur die „höhere formale Gemeinsamkeit“, wie sie durch gleichartiges Geschirr hervorgerufen werde, das Zusammensein bei Tisch ästhetisch markiere und nur auf diese Weise gegenüber „der Widrigkeit, ja Häßlichkeit des physischen Eßvorganges“³³ eine gewisse Deckung bieten könne.

Falls diese von Simmel als Haupt- und Endzweck des „Gebildes der Mahlzeit“ postulierte ästhetische Überhöhung des „Naturalismus des Essens“³⁴ als kulturelles Ideal heute immer noch in Kraft ist – und dafür gibt es Argumente³⁵ – wird sie offenbar anders eingelöst.

Abbildung 6 macht allerdings noch auf Weiteres aufmerksam: Auf der Tischfläche im Bild scheinen die Grenzen zwischen den individuellen, einzelnen Tischgästen zugeordneten Parzellen und der Allmend weitgehend verwischt – weder verbindet ein gemeinsames Tischtuch die Gedecke untereinander, noch werden letztere durch Sets



Abb. 6: Ikea-Katalog 2016/2017.

³² Simmel, Soziologie der Mahlzeit, 73.

³³ Ebd., 73.

³⁴ Ebd., 71.

³⁵ Ein solches Argument wäre etwa die Tatsache, dass die Abbildung kauender oder sich gerade ein Stück Speise in den Mund führender Menschen auch im 21. Jahrhundert in Malerei wie Photographie selten sind – offenbar greifen hier Blickabwendungsmechanismen, deren wir uns zwar nicht bewusst sind, die wir aber internalisiert haben.

als individuelle Besitztümer deutlich markiert. Auch ist das Besteck in einem Glas kollektiv zur Verfügung gestellt und wird also nicht mehr genutzt, um auf dem gedeckten Tisch Parzellen gegeneinander abzugrenzen. Allenfalls lassen sich Platzteller erahnen.

Nun lässt sich einwenden, dass uns Abbildung 6 in die Mitte einer Mahlzeit katapultiert und das Aneinanderrücken von persönlichen Tellern und gemeinsamen Schüsseln und Schälchen vielleicht eher als performativer Effekt des Verzehrs und weniger als raumsemiotisch aussagekräftiges Arrangement gedeutet werden sollte. Andererseits ist die Abbildung jedoch Teil eines Werbekatalogs, der seine Produkte über die Attraktivität ihrer fotografischen Inszenierung ins Licht rückt. Zudem – und als Beleg relevanter – lässt sich die Tendenz zum bunten Geschirrmix, einer reduzierten Parzellenmarkierung und einer lockeren Streuung von Schüsseln und Platten über die Tischfläche hinweg nicht nur zufällig im Ikea-Katalog, sondern wiederholt und systematisch auch im Spiegel gehobener Wohnzeitschriften der letzten 20 Jahre gut verfolgen. Auch hier erscheinen die durch unterschiedliches Geschirr individualisierten Platzparzellen als wenig gegeneinander abgeschlossen und auch zur Tisch-Allmend hin geöffnet zu werden. Ich komme später darauf zurück.

4. Konfigurationen am Tisch

Wechselt man den Blick zu den Konfigurationen, die der Tisch mit den an ihm versammelten Tischgästen und diese ihrerseits untereinander eingehen, so ist zunächst zu konstatieren, dass der Prototyp des rechteckigen Tisches grundsätzlich sowohl ein Sich-gegenüber-Sitzen (mit *face-to-face*-Formation) als auch ein Nebeneinander (mit Koorientierung der Sitzenden) und zudem eine Positionierung über Eck erlaubt, die beides latent verbindet. Abbildungen von Tischgesellschaften in höfisch-zeremoniellen Kontexten – und mittelalterliche wie frühneuzeitliche Abbildungen von Tischgesellschaften thematisieren meist solche Gelegenheiten – zeigen allerdings vielfach nur eine Längsseite der Tische besetzt, allenfalls – über Eck – auch deren Schmalseiten. Koorientierung auf den Tisch beziehungsweise über diesen hinweg in den Raum (vgl. auch hierfür Abbildungen 2 und 3) erscheint zumindest für hochgestellte Tischgäste als konfigurativer Normalfall. Nun lässt sich diese Sitzordnung aus unserem historischen Wissen über zeitgenössische Servierpraktiken zum Teil sachfunktional begründen: Wie in Abbildungen 2 und 3 erkennbar ist, erfolgt das Auftragen der Speisen mit einem raumgreifenden Körperzeremoniell, wozu auch eine halb knien-de Haltung gehört. Dazu kommt, dass das Trenchieren, d. h. das Aufschneiden von Fleischgerichten am Tisch (vgl. Abbildung 2), zeitgenössisch als Körperkunst gilt, folglich Auftrittsscharakter hat und ebenfalls Raum und Sichtbarkeit erfordert.³⁶ An-

³⁶ In vielen Tranchier-Lehren des 16. und 17. Jahrhunderts wird entsprechend empfohlen, als Aufschneider einen jungen Mann „von Adel [...] geraden und proportionirten Leibes“ zu wählen, der sich allerdings „nährlicher und unnützer Ceremonien“ enthalten solle, vgl. Neu Vermehrt Nützlichs TRENCHIER=BUCH deme beygefüget Etlzliche Reden, Brieffe und Reimen [...], Kunstburg o. J. [1657, Neudruck, Leipzig 1974], 4.



Abb. 7: Abraham Bosse 1633: Ludwig XIII bei einem Mahl mit den Rittern des Heilig-Geist-Ordens in Fontainebleau.³⁷

dererseits sind solche Sacherklärungen immer zu hinterfragen. So auch hier. Einzelne Darstellungen zeigen nämlich, dass Tranchikanten bei grösseren Festgesellschaften durchaus auch an Tischen arbeiten, die auf allen Seiten besetzt sind und ihnen nur am Tisch der hohen Fürstlichkeiten eine freie Längsseite zur Verfügung steht.³⁸

Die einseitige Besetzung von Tischen muss deshalb in erster Linie als raumsemiotischer Ausdruck des sozialen Rangs der Sitzenden verstanden werden, und dies in doppelter Hinsicht: Erstens signalisiert das Fehlen eines *räumlichen* Gegenübers, dass ein solches auch in *sozialer* Hinsicht nicht gegeben ist: ein Gegenüber wäre nur bei gleichem Rang möglich. Im Hofzeremoniell der frühen Neuzeit führt diese Raumsemiotik dazu, dass an den kaiserlichen und königlichen Tafeln nicht nur der Platz gegenüber, sondern auch neben den hohen Herren nicht besetzt werden kann: Der Fürst wird zum einsamen Esser.³⁹ Abbildung 7 zeigt eben dies: Hier sitzt Ludwig XIII im Fluchtpunkt des Raumes allein an einem Tisch. Zweitens ermöglicht diese Konfiguration

37 Aus: Hans Ottomeyer/Michaela Völkel (Hg.), *Die öffentliche Tafel. Tafelzeremoniell in Europa 1300–1900*, Wolfratshausen 2002, 149.

38 Vgl. etwa die Darstellung von drei Tranchiermeistern bei der Arbeit in Johann Christoph Thiemmes „Haus-Feld-Arzney-Koch-Kunst-Wunder-Buch“ aus dem Jahr 1682 (*Johann Christoph Thieme, Haus-Feld-Arzney-Koch-Kunst-Wunder-Buch*, Nürnberg 1682).

39 Vgl. Michaela Völkel, *Die öffentliche Tafel an den europäischen Höfen der frühen Neuzeit*, in: Hans Ottomeyer/dies. (Hg.), *Die öffentliche Tafel. Tafelzeremoniell in Europa 1300–1900*, Wolfratshausen 2002, 10–21, bes. 17 f.; Ingrid Haslinger, *Der Kaiser speist en public. Die Geschichte der öffentlichen Tafel bei den Habsburgern vom 16. bis ins 20. Jahrhundert*, in: Hans Ottomeyer/Michaela Völkel (Hg.), *Die öffentliche Tafel. Tafelzeremoniell in Europa 1300–1900*, Wolfratshausen 2002, 48–57.

nicht nur den hohen Herrschaften den freien Blick in den Saal, sondern auch den dort Anwesenden den freien Blick auf die hohen Herrschaften. Solche auffälligen Exponierungen⁴⁰ finden wir auch heute noch bei festlichen Tafeln, also etwa bei Hochzeiten, wo der Ehrentisch (bei U-Formationen der Quertisch) nur einseitig besetzt ist und damit das Brautpaar dem Blick des Publikums freigibt. Im Hofzeremoniell führt diese raum- wie machtsymbolische Bedeutsamkeit des Gesehen-Werdens dazu, dass bis ins 19. Jahrhundert hinein festlichere fürstliche Bankette vielfach in Anwesenheit eines sehr zahlreichen nicht-essenden Publikums stattfinden. Die umfangreichen Alben, in denen solche fürstlichen Festveranstaltungen häufig dokumentiert werden, enthalten zum Teil genaue Pläne der Sitzordnungen wie auch der ‚Stehordnungen‘ an den Festtafeln und um diese herum. Diese jeweils auf den Esstisch der höchsten Herrschaften ausgerichtete Konfiguration von Hofstaat und weiterem Publikum ist wiederum in sich hierarchisch strukturiert – wir haben es mit einer komplexen Choreographie der Macht zu tun.⁴¹

Dieses konfigurative Zusammenspiel von Betrachteten und Betrachtenden gilt im Übrigen auch bei einfacheren und intimeren Mahlzeiten der Hofgesellschaft. So zeigt Abbildung 8 – vom Ende des 18. Jahrhunderts – ein Abendessen der schwedischen Königsfamilie im Stockholmer Schloss in Anwesenheit des Hofstaates. Auch hier wird der mit Speisen besetzte Esstisch zur alleinigen Bühne der königlichen Herrschaften, welche von allen Seiten von Publikum – von Mitgliedern des Hofes und weiteren Gästen – umgeben sind, die beim Mahl zusehen. Die Wahl der Bildperspektive führt zudem dazu, dass selbst der Betrachter oder die Betrachterin des Gemäldes sich in dieses Publikum aus gehöriger Distanz einreihet.⁴²

Die konfigurative Hierarchisierung der Anwesenden nach Nähe und Distanz zum ranghöchsten Esser kann im übrigen durch die Raum- und Materialsemiotik der Sitzmöbel unterstützt oder auch modifiziert werden. Wem an der Tafel ein Sessel mit gepolsterten oder eben ungepolsterten Armlehnen, wem nur ein Stuhl ganz ohne

40 Während die unfreiwillige Exponierung des eigenen Körpers latent immer mit Scham und im Zwangsfall mit Demütigungsgefühlen und psychischer Verletzung durch den fremden Blick verbunden ist, gilt für die freiwillige Exponierung des eigenen Körpers das Gegenteil, d.h. sie ist als Machtgeste zu verstehen.

41 Ein ebenso beeindruckendes wie spätes Beispiel bildet hier das Krönungs-Album von Anton-Johann Gross-Hoffinger, das anlässlich der verschiedenen Krönungsfeierlichkeiten für Kaiser Ferdinand I im Jahr 1838 entstanden ist und welches eine „Ausführliche Schilderung aller bei der Huldigung in Tirol und der Krönung in Mailand begangenen Festlichkeiten“ bietet. Hannes Etzelsdorfer erläutert den Plan zur Sitz- und Stehordnung folgendermassen: „An der kaiserlichen Tafel sassen 16 Personen, weiters wurden ein Tisch für die Schaufstellung der Kroninsignien sowie eine Reihe von Kredenzen aufgestellt. Eine Tribüne stand für hochrangige Personen zur Verfügung, eine weitere Tribüne für das diplomatische Korps sowie eine für die Hofindividuen und Zuseher (auch auf der Galerie des Saales, wo die Musik Platz nahm)“, *Hannes Etzelsdorfer* (Hg.), *Küchenkunst und Tafelkultur. Culinaria von der Antike bis zur Gegenwart*, Wien 2006, 291 f.

42 Dass die Zuschauer-Position in dieser Konfiguration nicht etwa (nur) Privileg, sondern (auch) zeremonielle Pflicht war, macht die Tatsache deutlich, dass entsprechende Vorschriften existierten, die regelten, dass Mitglieder der Hofgesellschaft während des ersten Ganges zur Anwesenheit verpflichtet waren, sich nach dessen Abschluss jedoch zurückziehen durften. Vgl. *Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth*, *Memoiren einer preußischen Königstochter*. Übersetzung, Anmerkungen und Nachwort von Günter Berger, Bayreuth 2007, 211.

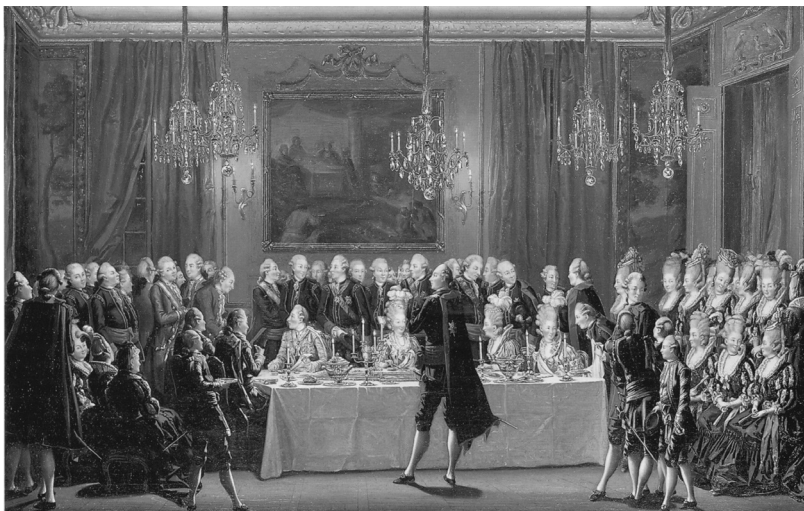


Abb. 8: Pehr Hilleström: Le souper de la famille royale, au château de Stockholm le jour de l'An 1779, Stockholm, Nationalmuseum Drottningholm.⁴³

Armlehnen, aber doch mit Rückenlehne und wem nur ein Taburett zugewiesen wird, wird in zeitgenössischer Zeremonialliteratur ebenso wie in Tagebüchern und Briefen von Angehörigen des Hofes zum Teil explizit vermerkt und entsprechend als Zeichen von Herabsetzung, Erhöhung oder aber, durch das Sitzen aller „auf gleichen Stühlen“⁴⁴ als wie immer kurzzeitige performative Herstellung von Ranggleichheit gelesen.⁴⁵

Diese Raumsemiotik von Nähe beziehungsweise Distanz, welche in der Hofgesellschaft besonders augenfällig ist, findet sich – soweit wir darüber informiert sind – auch in bürgerlichen Kontexten und wird im Übrigen bei Hof wie im Bürgerhaus durch Geschlechterhierarchien beziehungsweise Geschlechterräume überlagert. So ist bei zeitgenössischen Darstellungen (gross)bürgerlicher Mahlzeiten, für die Abbildung 9 ein repräsentatives Beispiel gibt, der familiäre Esstisch zwar ringsum besetzt, das Konfigurationszentrum bildet aber das hohe Paar der Eltern, um das sich in hierarchischer Reihe zunächst die Grosseltern und dann die Kinder – gereiht nach Alter und zum Teil Geschlecht – gruppieren. Solchen Bildern lässt sich zudem entnehmen, dass jüngere

43 Aus: *Musée National du Château de Versailles et de Trianon*, Versailles et les tables royales en Europe. XVIIème – XIXème siècles [Ausstellungskatalog], Paris 1993.

44 So die entsprechende Formulierung im Hofreisejournal (1719–1745) von Thomas Carl von Schiller, Kammerfourier am Hof von Kurfürst Clemens August von Köln, mit Blick auf die Ehrbezeugungen, welche Clemens August der Äbtissin des hochgräflichen Damenstifts Vreden bei einem Besuch an seinem Hof zukommen liess. Zitiert nach *Barbara Stollberg-Rilinger* (Hg.), *Das Hofreisejournal des Kurfürsten Clemens August von Köln 1719–1745*, Siegburg: 2000, 22.

45 Vgl. *Hans Ottomeyer*, Gebrauch und Form von Sitzmöbeln bei Hof, in: Michael Andritzky, Zum Beispiel Stühle. Ein Streifzug durch die Kulturgeschichte des Sitzens [Werkbund-Archiv 8], Gießen 1987, 140–149; ders., Vom Zweck der Stile. Das Hofzeremoniell und die Inneneinrichtungen der Residenz München, in: Gerhard Hojer/ders. (Hg.), *Die Möbel der Residenz München*, München – New York 1996, 11–17.



Abb. 9: Familienbildnis Landvogt Bodmer von Greifensee, anonymen Maler, vermutlich 1643. Schweizerisches Landesmuseum.⁴⁶

Kinder am Tisch im Stehen essen mussten – das Sitzen selbst beziehungsweise die körperliche Position bei Tisch kann also auch als (hier altersbezogenes) Privileg genutzt werden.⁴⁷

Diese soziale Aufladung der Plätze am Esstisch in Relation zum Sitz von ranghohen Essenden bildet eine ‚longue durée‘ im Beobachtungszeitraum. So sind es auch heute die Plätze neben oder gegenüber von Statushöheren (etwa beruflich Vorgesetzten), welche die dort Sitzenden auszeichnen. Doch nicht nur die Raumsemiotik des hohen, sondern auch des fehlenden Gegenübers scheint als Zeichen-Spur in der Gegenwart noch vorhanden. Sie ist es, welche die Schmalseiten grösserer rechteckiger Tische als Ehrenplätze hervorhebt. Denn es sind diese Plätze, die von einem Gegenüber am weitesten entfernt sind beziehungsweise die eigentlich kein Gegenüber haben. Selbst wenn beide Tischenden besetzt sind, können die entsprechenden Personen sich weder ohne Mittelsleute Schüsseln zureichen noch miteinander sprechen. Bei schmalere Tischen hat der an der Schmalseite Sitzende zudem keine ‚Nebensitzer‘, d.h. er ist

46 Aus: *Dione Flühler-Kreis*, Die Stube als sakraler Raum. Das Familienporträt des Zürcher Landvogts von Greifensee, Hans Conrad Bodmer, in: *Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte* 2004, 61/4, 211.

47 Nun konnte der Rangbezug von Sitzordnungen am Tisch natürlich schon immer unterlaufen werden – allerdings musste das auf organisierte Weise geschehen. Das Sitzen „pêle-mêle“, also bunt gemischt, was sich auf die Mischung von Frauen und Männern oder/und auf die Mischung der Ränge beziehen konnte, wurde etwa dadurch hergestellt, dass Platz-Zettel gezogen und die Essenden auf diese Weise am Tisch verteilt wurden. Die Plätze neben dem Fürsten oder der Fürstin waren aber auch dann meist den ranghöchsten Gästen vorbehalten. Vgl. hierzu *Stollberg-Rilinger*, Hofreisejournal Clemens August, 87, sowie die bei Pongratz zitierten Einträge aus dem Schreibkalender des Grafen Johann Maximilian IV. Emanuel von Preysing-Hohenaschau, *Stefan Pongratz*, Adel und Alltag am Münchener Hof. Die Schreibkalender des Grafen Johann Maximilian IV. Emanuel von Preysing-Hohenaschau (1687–1764), Kallmünz 2013, 289 f.

auch dadurch in der Tischrunde hervorgehoben. So kommt der Platz an der Schmalseite des Tisches also strukturell dem ‚Schauplatz‘ gleich, der dem Fürsten vorbehalten ist. Dass wir im Gegenwartsdeutschen von diesem Platz als ‚oben am Tisch‘ sprechen und ihn damit über die Metaphorik von *oben* und *unten* als Ehrenplatz auszeichnen, ohne dass dem ‚oben‘ hier tatsächlich räumliche Referenz zukommt, ist bemerkenswert. Dieses Ausdrucksmuster lässt sich aber als sprachliche Re-Interpretation eines raumsemiotischen Zusammenhanges deuten, der in seiner ursprünglichen Form aus dem kulturellen Gedächtnis verschwunden ist, unsere sozialsemiotischen Deutungsmuster von Sitzordnungen am Esstisch aber nach wie vor prägt.

Dennoch: Spätestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wird selbst bei formelleren Mahlzeiten der soziale Rang der Gäste als Kriterium der Sitzordnung am Esstisch zunehmend weniger gewichtet, zumindest aber mit der gegenseitigen individuellen Passform von Tischnachbarn verrechnet. Denn letztere gilt nun als Voraussetzung dafür, dass ein lebhaftes Tischgespräch in Gang kommt, und dieses wiederum wird als soziales Glück und als Ausweis einer gelungenen Mahlzeit gewertet. Die Gäste „nach ihrer Bildung, ihren Ansichten, ihren Beziehungen zu einander, womöglich auch nach ihren Sympathien und Antipathien“⁴⁸ zu platzieren, gilt folglich als „kleines Meisterstück geselliger Kunst“⁴⁹.

Vor allem in der bürgerlich dominierten Lebenswelt des 19. Jahrhunderts steht die Versammlung um den Esstisch herum also zunehmend im Dienst gesellschaftlicher Integration, auch über gewisse Rangunterschiede hinweg.

Bemerkenswert ist in diesem Kontext eine neuerliche Veränderung, welche die Frage der Verantwortlichkeit für die Konfiguration am Esstisch betrifft: Ist das Festlegen einer Sitzordnung und die entsprechende Platzierung der Gäste am Tisch nach Ausweis der entsprechenden Norm- beziehungsweise Ratgeberliteratur bis weit ins 20. Jahrhundert hinein klar an die jeweiligen GastgeberInnen delegiert, gilt dies seit dessen Mitte zunehmend weniger. Die heute absolut übliche Aufforderung an Gäste, sich doch ‚einfach zu setzen, wo man gerne möchte‘, gibt Tischgästen die Freiheit, sich mit selbstgewählten Tischnachbarn zusammenzutun und auf diese Weise eigene Allianzen innerhalb der Tafelrunde einzugehen. Dass diese Freiheit allerdings doch meist explizit verbalisiert wird – etwa durch eine entsprechende Aufforderung der Gastgeberin –, kann als Hinweis darauf gelesen werden, dass grundsätzlich auch heute noch die Fremd- wie Selbsterwartung besteht, sich als Mitglied einer Tischrunde in diese *als Ganze* einzugliedern. Die explizite ‚Freigabe‘ der Sitzordnung und die daraus resultierende Möglichkeit, sich paar- oder gruppchenweise nach eigenen Präferenzen zu setzen, wäre demgegenüber als konfigurativer Ausdruck eines (neuen) Gesellschaftsver-

48 So formuliert bei Constanze von Franken (Pseudonym für Helene Stökl), einer der Autoritäten in Fragen gesellschaftlicher Etikette des späteren 19. Jahrhunderts, deren „Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte“ (Erstausgabe 1890) insgesamt mehr als 60 Auflagen erreicht (*Constanze von Franken*, Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte, Leipzig ¹³1907, 63). Vgl. etwa auch *Kurt Adelfels*, Das Lexikon der feinen Sitte. Praktisches Hand- und Nachschlagebuch für alle Fälle des gesellschaftlichen Verkehrs, Stuttgart o. J. [Vorwort 1888], 240.

49 *H[ermine] Schramm* [d. i. Hermine Meißner], Der Gute Ton oder das richtige Benehmen. Ein Ratgeber für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben, Berlin ⁵1898, 189.

ständnisses zu lesen, welches spontane Neigungsgruppierungen vor durch Traditionen beziehungsweise soziale Normen vorstrukturierte Gruppenbildungen stellt.

Dass nicht nur Teller und Gläser, sondern auch die Stühle um den Esstisch herum in Form, Material und Farbe bunt gemixt werden, dass die Mitglieder einer Tischgemeinschaft also gerade nicht mehr „auf gleichen Stühlen“ sitzen, wie dies der Ikea-Katalog (Abbildung 6), aber auch Wohnzeitschriften und Einrichtungskataloge der gehobeneren Klasse als gegenwärtigen Modetrend ausweisen, kann als weiteres Zeichen einer Individualisierung am Esstisch gedeutet werden. Und während mit Blick auf frühneuzeitliche Verhältnisse die Verschiedenheit von Stühlen soziosemiotisch als Verweis auf den Rang der auf ihnen Sitzenden zu lesen ist, verweist die Verschiedenheit von Sitzgelegenheiten heute eher auf die Außerkraftsetzung einer solchen Rangordnung und markiert im Gegenzug die Entbindung des Einzelnen aus vorgegebenen Sozialordnungen.

5. Konfigurationen, in die der Esstisch selbst eintritt

Auch die Konfigurationen, welche der Esstisch selbst mit seiner mobiliaren und architektonischen Umgebung eingeht, zeigen sich je nach historischen Epochen und in unterschiedlichen sozialen Kontexten unterschiedlich. In den Darstellungen fürstlicher Festmahlzeiten des späten Mittelalters und der früheren Neuzeit erscheint der Esstisch selbst, d. h. als Gerät, zunächst unbedeutend. Meist handelt es sich lediglich um ein ebenso mobiles wie einfaches Gestell aus Tischplatte und daruntergesetzten Böcken.⁵⁰ Sein raumsemiotisches Gewicht erhält er jedoch als Fokuspunkt eines komplexen zeremoniellen Arrangements, also dadurch, dass er musterhaft von einer Reihe wiederkehrender Möbel, Objekte und Körper umgeben ist, die räumlich oder interaktiv auf ihn ausgerichtet sind (und die der Blick aus dem 21. Jahrhundert heraus erst nach Durchsicht vieler Abbildungen als Elemente einer historisch musterhaften Konfiguration erkennt).

Abbildung 10, die Darstellung einer Hochzeitsszene aus der Geschichte Olivers von Kastilien und Artus' von der Algarve (15. Jh.), zeigt diese Konfiguration in prototypischer Anordnung. Der Esstisch des Hochzeitspaares (hier wie auch auf allen anderen mir bekannten zeitgenössischen Darstellungen von Mahlzeiten mit einem Tischtuch bedeckt, unter dem in diesem Fall auch die Böcke erkennbar sind) steht vor beziehungsweise unter einem Baldachin, links flankiert von der Kredenz⁵¹ zur Ausstellung kostbaren Geschirrs. Direkt hinter dieser ist ein Priester erkennbar (der die Aufgabe hat, das Tischgebet zu sprechen), rechts oben auf der Empore die Gruppe der Musi-

⁵⁰ Vgl. Laurioux, Tafelfreuden, 132.

⁵¹ Die Bezeichnung *Kredenz* geht auf ital. *credenza* (lat. *credere*) zurück und bezieht sich auf die Giftprobe, die ursprünglich an diesem Möbel durchgeführt wurde. Das Möbel, das auch unter der Bezeichnung *Tresur* firmiert (aus franz. *dressoir*: ‚Schaugestell, Schenktisch‘, vgl. Grimm/Grimm, DWb, Bd. 22, Sp. 169 unter dem Lemma *Tresor*), dient der Auf- und Ausstellung von Repräsentationsgeschirr. Sein mehrstufiger Aufbau durfte bis ins 15. Jh. hinein je nach Rang des Besitzers weniger oder mehr Stufen umfassen (vgl. Schiedlausky, Essen und Trinken, 27; Völkel, Öffentliche Tafel, 19).



Abb. 10: Miniatur (Hochzeittafel, 15. Jh., Paris, Bibliothèque National) aus der Geschichte Olivers von Kastilien und Artus' von der Algarve.⁵²

kanten. Von links schreitet das Ballett der Aufträger heran, rechts vorne befindet sich die für den Ausschank bereite Versammlung grosser Krüge mit Wein und Wasser und schliesslich auch noch ein weiterer Tisch mit Angehörigen der Hofgesellschaft beziehungsweise Gästen, der auf den Tisch des Hochzeitspaares hin orientiert ist. Es ist hier, wie gesagt, die Konfiguration, die der Esstisch selbst eingeht und als deren Zentrum er erscheint, die ihn machtsymbolisch auflädt. Ein Effekt, der zudem durch die Ähnlichkeiten dieser Fest-Konfiguration mit der Konfiguration der traditionellen mobiliaren Elemente im Kirchenchor unterstützt wird – eine Ähnlichkeit, die für zeitgenössische Betrachter vermutlich recht offenkundig war. In der Parallelisierung von Tisch und Altar, Kredenz und Tabernakel (betont durch die neben der Kredenz positionierte Figur des Priesters) sowie von Seitentisch und Chorgestühl wird die höfische Tafel mit dem kirchlichen Heilsraum überblendet. Dass auf diese Weise auch die in diesem Raum positionierten Akteure machtsymbolisch definiert werden, ist naheliegend.

In den Konfigurationen, in die der Esstisch dann vor allem seit dem 17. Jahrhundert und ausserhalb von zeremoniellen Kontexten eintritt, kommt ihm schon rein materiell eine eigenständigere raumsemiotische Gewichtung zu. Bildliche Darstellungen zeigen nun sowohl in Herrenhäusern wie auch in reichen Bürgerhäusern permanent installierte, schwere Tische, „damit sie ihre Stuben ausputzten, plump und stark“⁵³, – so Julius

⁵² Aus: *Laurieux*, Tafelfreuden, 118. Dargestellt ist die Hochzeit der Tochter von Olivier von Kastilien mit Artus von der Algarve.

⁵³ *Julius Bernhard von Rohr*, Einleitung zur Ceremoniel=Wissenschaft Der Privat=Personen/Welche Die allgemeinen Regeln/die bey der Mode, den Titulaturen/dem Range/den Compliments,



Abb. 11: Bartholomäus van Bassen: Interieur, Rijksmuseum Amsterdam.⁵⁴

Bernhard von Rohr in seiner *Ceremoniel=Wissenschaft der Privat=Personen* von 1728, in welcher er sich auch mit den historischen Veränderungen von Zimmern und Möbeln befasst, wie sie sich aus seiner Perspektive vom Beginn des 18. Jahrhunderts im Rückblick darstellen. Abbildung 11 zeigt ein solches (deutlich idealisiertes) Interieur.⁵⁵ Dieses erinnert über die mächtige Kredenz an der dem schweren Esstisch gegenüberliegenden Raumseite sowie die Inszenierung der Mahlzeit mit Aufträgerzug von links und gekühlten Wein- und Wasserkaraffen im Vordergrund durchaus noch an die Konfiguration, wie sie in Abbildung 10 gefasst ist. Die Positionierung des Esstisches an einer Wandseite des Raumes, in Kombination mit einer schweren Bank sowie in der Nähe des offenen Kamins markiert jedoch dessen Funktion als zwar repräsentatives, aber doch familiär-häusliches Nutzmöbel.

Zudem geht der Tisch eine neue, aus heutiger Perspektive etwas unerwartete Konfiguration mit einem anderen Möbelstück, nämlich mit dem Bett ein, das zeitgenössisch ebenso als Wohn- wie als Vorzeigemöbel definiert ist. Auch in Abbildung 11 ist durch die geöffnete Tür links im Hintergrund die Verbindung zum dort sichtbaren Bett hergestellt. Andere Darstellungen von (reichen) Interieurs des 17. Jahrhunderts zeigen ein direktes Nebeneinander von Tisch und Bett, von Verzehr- und Schlafmöbel. So auch Abbildung 12, welche eine Familie bei der Mahlzeit portraitiert und nicht nur die Gedicgenheit des schweren Tisches – dessen Bauweise unter dem obligatorischen

den Geberden, und bey Höfen überhaupt [...], Berlin 1728 [Nachdruck Weinheim 1990, herausgegeben und kommentiert von Gotthardt Frühsorge].

⁵⁴ Bezogen über: <https://www.rijksmuseum.nl/en/photoservice> (22.05.2018).

⁵⁵ Bartholomäus van Bassen, von dem dieses Interieur stammt, ist im beginnenden 17. Jahrhundert nicht nur als (bekannter) Maler, sondern auch als (Stadt-)Architekt und Innenausstatter tätig – seine Interieurs geben den Geschmack der Zeit wieder bzw. tragen zu dessen Prägung bei.



Abb. 12: Stich nach Abraham Bosse (um 1640), Germanisches Nationalmuseum Nürnberg.

Tischtuch erkennbar ist – sondern ebenso die elegante und reiche Drapierung des Himmelbettes hervorhebt.

Diese für uns heute befremdliche Nachbarschaft von Tisch und Bett findet sich auch noch in Zimmerbildern aus einfacheren (aber durchaus gutsituiert-bürgerlichen) Verhältnissen des 18. und selbst noch des frühen 19. Jahrhunderts. Erst dann wird das Bett definitiv zu einem Intimität konnotierenden Möbel, es wird vom Esstisch getrennt und im Schlafzimmer den Blicken entzogen.⁵⁶ Dem Esstisch dagegen bleibt seine gastlich-halböffentliche Konnotation erhalten und wird in wohlhabenderen Verhältnissen noch dadurch gestärkt, dass er seit Mitte des 18. Jahrhunderts, vor allem aber im Verlauf des 19. Jahrhunderts wohnungstopographisch neu konfiguriert wird: Er zieht nun in einen nur auf ihn bezogenen Raum – das Esszimmer – ein, welches, zusammen mit Salon und Herrenzimmer, den Repräsentationsteil grösserer Wohnungen bildet.⁵⁷ Diese Positionierung des Esszimmers in der Konfiguration der Wohnräume verdeutlicht, dass die vergemeinschaftende Funktion der Tafelrunde in der bürgerlichen Welt des

⁵⁶ Praz setzt die Differenzierung von Wohnräumen, wie sie im wesentlichen bis zur unmittelbaren Gegenwart dominant ist, für die Mitte des 18. Jahrhunderts an (vgl. *Mario Praz, Die Inneneinrichtung. Von der Antike bis zum Jugendstil*, München 1965, 148 f.). Es muss hier aber wohl mit großer sozialer Variation gerechnet werden – für Unterschichtsverhältnisse gilt dies erst im späteren 19. bzw. beginnenden 20. Jh., vgl. auch: *Adelheid von Saldern, Im Hause, zu Hause. Wohnen im Spannungsfeld von Gegebenheiten und Aneignung*, in: Jürgen Reulecke (Hg.), *Geschichte des Wohnens* [Bd. 3: 1800–1918. Das bürgerliche Zeitalter], Stuttgart 1997, 145–332.

⁵⁷ Vgl. auch *Saldern, Im Hause*, 177. Häufig findet sich dann noch ein weiterer Esstisch, der den kleineren und werktäglichen Mahlzeiten der Familie vorbehalten ist, im familiären Wohnzimmer, das nicht identisch ist mit dem für Besuche und allenfalls feiertägliche familiäre Nutzung reservierten Salon. Vgl. *Angelika Linke, Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts*, Stuttgart 1996, hier v. a. 170–190.

19. Jahrhunderts nicht nur auf den familiären Zirkel beschränkt ist, sondern gerade auch für die Vergemeinschaftung mit den weiteren gesellschaftlichen Kreisen, zu denen man sich zählt, produktiv gemacht wird. Dass in der erzählenden Literatur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts – prototypisch bei Theodor Fontane, Gustav Freytag, Thomas Mann – entsprechende Tischnszenen besonders häufig und prominent vertreten sind, reflektiert diese Funktion des Esstisches als Sozialmedium.

Die weitere Entwicklung durchschreite ich hier eher rasch⁵⁸: Mit Beginn des 20. Jahrhunderts lässt sich die Ausbildung einer neuen, in sich geschlossenen Möbelkombination beobachten, die einerseits – räumlich – in die Nachbarschaft, andererseits – in ihrer vergesellschaftenden Funktion – auch in Konkurrenz zum Esstisch rückt: die mit Polstermöbeln bestückte Sitz- oder Couchgruppe. Deren Zentrum ist der kleinere und niedrigere Couchtisch, an dem nicht gegessen, sondern allenfalls geknabbert wird und über den hinweg die Gesprächsfäden geselliger Konversation gespannt werden. Seit der Mitte des 20. Jahrhunderts hat häusliche Geselligkeit und Gastlichkeit damit in breiten bürgerlichen Kreisen zwei mobiliare Orte: den Esstisch und die Couchecke.⁵⁹ Für die soziale Dominanz letzterer gegenüber ersterem gibt es Hinweise: So nimmt, wo sich Couchecke und Esstisch das Wohnzimmer teilen, erstere oft die grössere Fläche ein und drängt den Esstisch an die Wand (vgl. Abbildung 13). Im Ablauf informellerer wie formellerer häuslicher Einladungen wird auch bei grosszügigeren Wohnverhältnissen der Aufenthalt am Esstisch meist von solchen am Couchtisch gerahmt: Die Häppchen vor dem Essen ebenso wie Kaffee und Cognac nach dem Essen haben dort ihren Ort. Dem Esstisch selbst bleibt vor allem die Phase der substantiellen Nahrungsaufnahme vorbehalten.⁶⁰

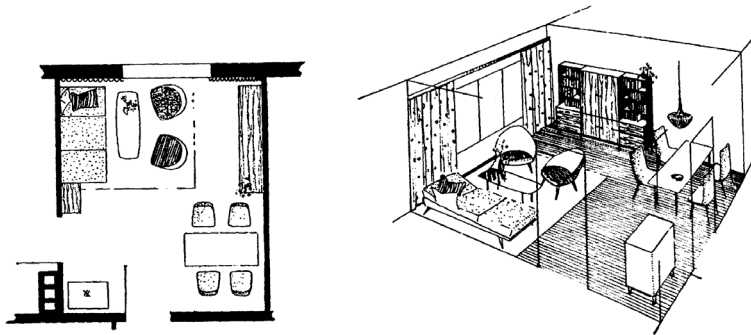


Abb. 13: Wohnungsentwürfe 60er Jahre.⁶¹

⁵⁸ Vgl. für eine ausführlichere Darstellung *Linke*, Körperkonfigurationen.

⁵⁹ Vgl. auch *Thomas Topfstedt*, Wohnen und Städtebau in der DDR, in: Ingeborg Flagge (Hg.), *Geschichte des Wohnens*, Bd. 5, 1945 bis heute, Stuttgart 1999, 419–562, hier 524.

⁶⁰ Die Ausbildung der phraseologischen Wendung „Wollen wir uns nicht rübersetzen?“, mit welcher der Aufenthalt am Esstisch abgeschlossen und zum Umzug in die Sitzgruppe aufgefordert wird, verweist auf entsprechende Habitualisierungen, zumal in ihrem elliptischen Verweis auf die Sitzgruppe („rübersetzen“) diese selbst gar nicht mehr benannt werden muss.

⁶¹ Aus: *Ingeborg Flagge*, *Geschichte des Wohnens*. Bd. 5: Von 1945 bis heute, Stuttgart 1999, 522.

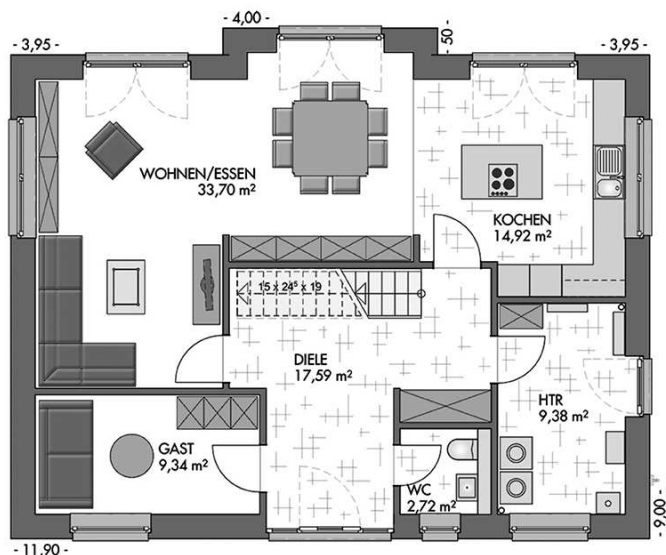


Abb. 14: Ergebnis bei Google-Suche zum Stichwort „Moderner Wohnungsgrundriss“ (20.04.2018).⁶²

Die Situation der Couchecke wird allerdings bereits im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts durch den Fernseher, der sie dezentriert,⁶³ sowie durch eine Neugestaltung der Wohnungstopographien latent prekär. Nach einer zunehmenden Differenzierung der Wohnräume seit dem Ende des 18. Jahrhunderts setzt um die Wende zum 21. Jahrhundert eine neue Entdifferenzierung ein, deren Hauptstück die Überblendung von Küche und Wohnzimmer ist. Dabei rückt der Esstisch zwischen Küchen- und Sitzgruppen-domäne ein, er wird dabei oft frei in den Raum gestellt und er wird tendenziell größer in seinen Ausmassen. Abbildung 14, repräsentativ für eine Unzahl von im Netz verfügbaren modernen Wohnungsgrundrissen, illustriert genau dies. Sie macht auch deutlich, dass die Sitzgruppe des 21. Jahrhunderts im Vergleich zu ihren Vorgängerinnen nicht mehr als eine *konzentrisch* zum Gesprächszirkel angeordnete Runde von Sofa und Sesseln auftritt, sondern nun *exzentrisch* auf den Grossbildschirm ausgerichtet, damit neu konfiguriert und als familiärer wie individueller Entspannungsraum markiert ist. In dieser Konfiguration wird Unterhaltung nicht mehr gesprächsweise hergestellt, sondern via Bildschirm konsumiert.

Der Esstisch dagegen weist sich innerhalb der neuen Wohnungstopographie als zentrales familiäres wie auch gastliches Vergemeinschaftungs- und Gesprächsmöbel aus.⁶⁴

⁶² Bezogen via: <http://www.architecture-roots.eu/haeuser-modern-grundriss.html> (23.05.2018).

⁶³ Vgl. dazu ebenso grundlegend wie augenöffnend Martin Warnke, Zur Situation der Couchecke, in: Jürgen Habermas, Stichworte zur ‚Geistigen Situation der Zeit‘. 2. Bd.: Politik und Kultur, Frankfurt a. M. 1979, 673–687.

⁶⁴ Wenn Andritzky konstatiert, dass die Couchecke „den grossen Familiensstisch als zentralen Mittelpunkt abgelöst“ hat (Michael Andritzky, Balance zwischen Heim und Welt. Wohnweisen und

Er wird in dieser Funktion allenfalls noch flankiert durch eine neue mobiliare Konfiguration: die Küchenbar. Dabei handelt es sich um den zwischen Koch- und Essbereich eingeschobenen Raumteiler in Barthekenhöhe, an dem eine Reihe von ‚Barhockern‘ zur Verfügung steht, auf denen sich die nicht in die Kochaktivitäten einbezogenen Familienmitglieder oder eben auch Gäste niederlassen. Unterstützt durch die bar-typische Koorientierung ihrer Sitze nehmen sie als Zuschauer am Geschehen in der Küchenzeile teil und können mit den dort aktiven GastgeberInnen im Gespräch verbunden sein. Man kann diese Konfiguration als Äquivalent für die Knabber-Runde am Couchtisch vor dem Essen betrachten – allerdings wird nach dem Essen nie an diese Bar-Theke zurückgekehrt. Die Küchentheke ist deshalb nicht als Ersatz für die Sitzecke zu interpretieren, sondern als raumsemiotischer Marker in der Umdefinition der Küche vom Arbeitsraum zum Sozial- und Geselligkeitsraum. Der Aufenthalt an der Küchentheke erscheint damit als räumliche wie zeitliche Ausdehnung der Vergemeinschaftung am Esstisch, dessen soziokulturelle Signifikanz damit eher akzentuiert als geschwächt wird.

6. Neue (Tisch-)Gemeinschaftlichkeiten?

Es dürfte aus den bisherigen Überlegungen deutlich geworden sein, dass die historische Distanz zwar ihre eigenen Probleme mit sich bringt, wenn es um die Interpretation räumlicher Zeichenhaftigkeit geht, gleichzeitig jedoch zu dem befremdeten Blick verhilft, der es erleichtert, Formen und Muster als Grundlage einer solchen Interpretation zu erkennen. Konfigurative Veränderungen, die in die Gegenwart hineinreichen oder aktuell stattfinden, sind schwieriger zu erkennen und schwieriger zu deuten.

Dies gilt auch für das neue konfigurative Gewicht des Esstisches im Verhältnis zu den ihn umgebenden Wohn-Möbeln, die in einem gewissen Widerspruch zu den aufgezeigten Entwicklungen der Konfigurationen auf und am Esstisch steht. In diesen letzteren Domänen lässt sich, wie dargelegt, eine zunehmende Individualisierung der im Verzehr verbundenen Esser konstatieren – die semiotische Signalisierung der Einbindung in die Tischgemeinschaft wird sukzessive zurückgenommen. Dazu kommt, dass die traditionelle statussemiotische Aufladung der Sitzplätze am Tisch verblasst, was als Entbindung der Tischgäste aus vorgegebenen Ordnungen und damit ebenfalls als eine Form der Individualisierung gelesen werden kann.

Diese Entwicklungen gehen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zudem mit einem latenten Bedeutungsverlust des Esstisches als Wohnmöbel einher beziehungsweise begründen diesen. Dazu kommen sachfunktionale Veränderungen: Durch die zunehmende Verlagerung der Nahrungsaufnahme entweder in Settings ausserhalb des Hauses oder dann in die Sitzgruppe vor dem Fernseher wird der Esstisch gar nicht mehr in hergebracht intensiver Weise zum gemeinsamen Verzehr genutzt.

Lebensstile von 1945 bis heute, in: Ingeborg Flagge (Hg.), Geschichte des Wohnens, Bd. 5, 1945 bis heute, Stuttgart 1999, 615–686, hier 637), so trifft dies wohl im Rückblick auf die 60er Jahre und auch noch auf eher traditionelle gegenwärtige Inneneinrichtungen zu, aber eben nicht mehr für die konfigurativen Trends der 2000er Jahre.



Abb. 15: APO-Press Kommune, Hamburg 1967 (Foto: Günter Zint).

Von daher verwundert die neue, in doppeltem Wortsinn *zentrale* Position des Ess-tisches im Rahmen moderner Wohnungstopographien, d. h. es stellt sich die Frage, ob diese mit einer neuen semiotischen Aufladung einhergeht.

Ich komme an dieser Stelle auf die bereits konstatierten gegenwärtigen konfigurativen Trends *auf* dem Esstisch zurück. Hier lassen sich die Lockerungen der Parzellengrenzen gegeneinander als auch zur Tisch-Allmend hin als *Entstrukturierung* der Tischfläche lesen, die zudem als Resonanz der Entdifferenzierung in der Wohnungstopographie deutbar ist. Und diese Entstrukturierung auf der Tischfläche wiederum kann – so meine Hypothese – als Intensivierung der räumlichen Teilhabe am Tisch als Ganzem und damit als raumsemiotischer Entwurf einer neuen (Tisch-)Gemeinschaftlichkeit gelesen werden. Dass die Mitglieder dieser Gemeinschaft durch das Sitzen auf individuellen Stühlen und das Patchwork unterschiedlicher Geschirre semiotisch deutlich als Individuen markiert sind, scheint diese Gemeinschaft zudem nicht zu gefährden, sondern eher anzureichern.⁶⁵

Im Versuch der Erklärung dieser vordergründigen Widersprüchlichkeiten möchte ich nochmals einen (kleinen) Sprung zurück in die 60er Jahre machen, allerdings nicht ins bürgerliche Wohnzimmer, sondern in den gegenkulturellen Kontext wohn-gemeinschaftlichen Lebens. Denn hier hat der Esstisch als dessen Drehscheibe einen neuen Auftritt und bietet Raum für neue konfigurative Konstellationen, welche als

⁶⁵ Die materielle Diversität auf dem Esstisch mag zudem zeichenhaftes Korrelat der Tatsache sein, dass heutige Tischgemeinschaften in vielen Fällen nicht mehr die soziale Homogenität aufweisen, wie dies für die um einen Esstisch Versammelten bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts mehrheitlich galt. Dass gerade im Ikea-Katalog Menschen mit erkennbar unterschiedlichem ethnischen Hintergrund um die dort abgebildeten Esstische versammelt sind, ist sicherlich *auch*, aber nicht *nur* der Tatsache geschuldet, dass die Kataloge in unterschiedlichen Kulturräumen für IKEA-Produkte

Blaupause einer langfristigen Re-Semiotisierung des Esstisches gesehen werden können.

Als gegenkultureller Entwurf steht der WG-Esstisch programmatisch für Neukonfigurationen sowohl *auf* als auch *am* und *um* den Esstisch. Abbildung 15 kann dies exemplarisch illustrieren. Die Aufnahme des Esstisches der APO-Press-Wohngemeinschaft in Hamburg aus dem Jahr 1967 stellt im Übrigen insofern eine Besonderheit dar, als wenig ähnliche Aufnahmen existieren. Obwohl die endlosen Diskussionen am WG-Tisch zu den Topoi autobiographischer Thematisierungen der 1968er Jahre gehören, wurde der WG-Tisch selbst als der *Raum*, an dem das Private in ebenso unspektakulärer wie nachhaltig-zeichenhafter Weise Gesellschaftliches reflektierte und konstituierte, wenig dokumentiert.

Das Foto, dem sich die Konfigurationen auf dem Esstisch und am Esstisch entnehmen lassen, zeigt gemeinschaftliche Tischgeräte wie Teekanne und Suppentopf, ungeordnet umgeben von individuellen Tellern und Tassen – die Grenzen zwischen Tisch-Allmend und Platzparzellen sind aufgehoben. Nicht nur das Sofa, sondern auch die Sofalehne wird als unkonventioneller Sitzplatz genutzt, und gleichzeitig wird am Tisch nicht nur gegessen, sondern auch gelesen beziehungsweise gearbeitet, was nochmals zu einer Auflösung traditioneller Konfigurationen *auf* dem Tisch beiträgt, zumal entsprechend auch Objekte wie Papiere oder Broschüren in den Gemeinschaftsraum der Tischfläche aufgenommen sind. Ein in dieser Weise gedeckter und genutzter Esstisch wurde zeitgenössisch allerdings in den meisten gesellschaftlichen Kreisen weniger als raumsemiotische Neuerung, sondern in erster Linie als (ver)störende Unordnung wahrgenommen. Dass die gedrängte Runde *um* den Esstisch gleichzeitig den Eindruck einer intensiven, auf den Esstisch als Andockmöbel und auf die Tischplatte als Handlungsfeld ausgerichteten *Gemeinschaftlichkeit* vermittelt, dürfte zusätzlich irritierend gewesen sein. Doch gerade darin, d. h. in der Kombination der unter traditionellen Perspektive *chaotischen* Konfiguration *auf* dem Esstisch mit der gegenseitigen Nähe und Zugewandtheit der Körper *um* den Esstisch bildet sich raumsemiotisch die Vergesellschaftungsidee ab, die im Konzept ‚Wohngemeinschaft‘ der 1968er Jahre wo nicht gelebt, so doch als Ideal projiziert wurde.

Vor diesem Hintergrund nun lassen sich die Konfigurationen auf und um den Ikea-Esstisch (Abbildung 6) wie auch deren gestylte Varianten, welche in zeitgeistigen Wohnmagazinen propagiert werden, als Adaptionen der Vergesellschaftungsideale verstehen, wie sie in programmatischer Form mit dem Wohngemeinschaftstisch verbunden sind.

In Abbildung 15 nicht sichtbar ist der räumliche und mobiliare Kontext, in den der Esstisch eingestellt ist – in vielen Wohngemeinschaften war und ist dies die Küche. Diese Konfiguration ist in den 50er und 60er Jahren allerdings noch deutlich kleinbürgerlich beziehungsweise arbeiterkulturell besetzt – wo immer möglich, wird der Esstisch deshalb im Wohnzimmer untergebracht. Der Wohngemeinschaftstisch dagegen definiert nun gerade die Konfiguration aus Tisch und Küche raumsemiotisch neu.

werben sollen. Die Diversität der Tischgemeinschaft korreliert hier auch in plakativer Weise mit der Diversität der Tischgerätschaften. Für den Hinweis auf diesen Zusammenhang danke ich den Herausgeberinnen.

Dass heute nun ausgerechnet in grosszügigeren räumlichen Verhältnissen Esstisch und Küche nicht mehr durch eine Wand getrennt sind, sondern in neuer Nähe zueinander stehen, mag also ebenfalls eine Adaptation der mit dem WG-Tisch verbundenen Projektionen einer egalitären Gemeinschaft von Individuen darstellen.

Dass diese Adaptation erst mit Beginn des 21. Jahrhunderts in breiterem Umfang und vor allem bei der Gestaltung von Wohnungsneubauten konkret zu greifen scheint, mag damit zu tun haben, dass im selben Zeitraum auch faktische Veränderungen alltagsweltlicher Vergemeinschaftungsformen sowie die Auflösung hergebrachter gesellschaftlicher Ordnungsmuster in besonders klarer Weise manifest werden. So etwa die Zunahme von Patchworkfamilien, die Lockerung genealogisch-familiär begründeter Gemeinschaften und deren Ersatz durch solche synthetisch-freundschaftlicher Natur oder die im Kontext beruflicher Mobilität notwendige Offenheit für ständig neu zu schaffende soziale Netze.

Dass bei dieser Adaptation auf ein Konfigurationsmodell zurückgegriffen wird, das seinen Marsch durch die Wohnwelten des 20. Jahrhunderts als gegenkultureller Entwurf angetreten hatte, kann als Index für die ‚Lesbarkeit‘ raumsemiotischer Anordnungen auch über binnenkulturelle Grenzen hinweg gewertet werden.

7. Fazit: Raumsemiotik, Verzehr und Gesellschaftlichkeit

Der Esstisch erweist sich – dies sollten die Ausführungen zu den drei Konfigurationsdomänen, in die er eingebunden ist, gezeigt haben – über die historischen Epochen hinweg als Ressource wie als Element einer komplexen, den jeweils Beteiligten selbst aber nicht notwendig bewussten Raumsemiotik, die in vielfältiger Weise auf die gesellschaftlichen Ordnungen verweist, in welche die Tafelgäste individuell wie als (Tisch-)Gemeinschaft historisch eingebunden sind.

Die räumlichen Konfigurationen auf, am und um den Esstisch sind *lebensweltlich* allerdings nicht von den körperliche Praktiken des *Verzehrs* zu trennen, deren Fokusraum der Esstisch darstellt, und auch nicht von den sprachlichen und körperkommunikativen Interaktionen, welche wiederum eng mit diesen Praktiken gekoppelt sind. Diese sind in ihren Ausformungen wie in ihren Funktionen sehr vielfältig und reichen vom allgemeinen Tischgespräch über Formeln des Anbietens und Ablehnens sowie des Lobens von Speisen bis zu sehr spezifischen sprachlichen Mustern wie Tischgebet, Guten-Appetit-Wünsche, Zuprosten etc.

Und beides – die Aktivitäten des Verzehrs wie die damit verschränkten kommunikativen Handlungen – sind sozialsemiotisch aufgeladen und treten in vielfältige Bezüge zur Raumsemiotik des Esstisches ein.

Die vorgebrachten Überlegungen, die sich ganz auf die raumsemiotischen Aspekte rund um den Esstisch konzentriert haben, beleuchten also nur einen Teil der komplexen Semiotik gemeinschaftlich-geselligen Verzehrs. Aus den vorgelegten Einzelanalysen lassen sich aber dennoch die folgenden raumsemiotischen Schlussfolgerungen ableiten:

- Die räumlichen Konfigurationen, die der Esstisch einerseits ermöglicht und in die er andererseits eingebunden ist, lassen sich in doppelter Weise kulturalanalytisch

- lesen: Einerseits als zeichenhafter Ausdruck der übergreifenden gesellschaftlichen Ordnungen, in welche die jeweiligen historischen Protagonisten – gesellschaftliche Gruppierungen wie auch deren einzelne Exponenten – eingebunden sind, andererseits und sozusagen in der umgekehrten Richtung aber auch als performatives Medium der Konstituierung, Stabilisierung und Veränderung solcher gesellschaftlicher Ordnungen. Soziokulturelle *Zeichenhaftigkeit* als *Ausdruckswert* einerseits und *Medialität* als performativ wirksame *Prägekraft* andererseits erscheinen damit – über das konkrete Beispiel des Esstisches hinaus – als zwei Seiten derselben Medaille, als aufs engste miteinander verschränkte Aspekte räumlicher Konfigurationen.⁶⁶ Beide stehen zudem in unmittelbarer Interdependenz mit den Akteuren, die an solchen Konstellationen entweder konstitutiv mit ihren Körpern beteiligt oder in weiterem Sinn in sie eingebettet sind und durch sie in ihren Interaktionen affiziert werden.
- Die unterschiedlichen Konfigurationen auf, am und um den Esstisch herum können in ihrem zeichenhaften Ausdruck wie in ihrem medialen Potential synergetisch zusammenwirken, sich in ihren raumsemiotischen Effekten ergänzen, sich aber auch gegenseitig modifizieren. Diese engen Interdependenzen sind einerseits ein Effekt der Tatsache, dass der Esstisch in allen hier herausgearbeiteten Konfigurationsdimensionen das räumliche Fokuselement bildet. Andererseits sind alle drei Konfigurationsdimensionen über dieses Fokuselement auch unmittelbar in das Geschäft der Mahlzeit und damit in die Sozialität gemeinschaftlichen Verzehrs eingebunden. Auf diese Weise entsteht eine bemerkenswerte chronotopische Verbindung zwischen der fundamentalen Körperlichkeit der Nahrungsaufnahme einerseits und der elaborierten soziokulturellen Zeichenhaftigkeit der diese einbettenden räumlichen Arrangements andererseits.
 - Die zeichenhaften Bezüge zwischen Tisch-Ordnungen und Gesellschaftsordnungen bilden *als solche* eine Konstante über den gesamten hier angesetzten historischen Bogen hinweg. Sie sind aber in unterschiedlichen historischen Epochen und Settings unterschiedlich offensichtlich und die Veränderungen in den räumlichen Ordnungen am Tisch können ebenso wenig wie die Veränderungen soziokultureller Ordnungen immer im Sinne einer kohärenten und linearen Entwicklung gelesen werden – mit Verschiebungen, Anachronismen, Latenzphasen und auch Widersprüchen ist zu rechnen.

The Dining Table. A Historical Sketch Concerning the Space-Semiotic Usage of a Piece of Furniture

Furniture is a medium of human action. This is particularly true for the dining table: it represents the material place where people build community through eating; it joins the bodies of the diners assembled at it; and it offers an operating room for

⁶⁶ In diesem Zusammendenken von Zeichen und Medium schliesse ich an Überlegungen von Sybille Krämer an, vgl. *Sybille Krämer*, *Medium, Bote, Übertragung. Kleine Metaphysik der Medialität*, Frankfurt a. M. 2008, 34.

their activities. In its prototypical use as a meeting place, the dining table further acts as a social piece of furniture. The following study is concerned with the dining table from a spatio-semiotic as well as a culture-historical perspective. The spatial order which humans generate on, at and around the dining table can be read as symbolic expressions and performative elements of societal orders, and that changes in these spatial orders correlate with historical changes in societal orders.

Prof. Dr. Angelika Linke, Deutsches Seminar, Universität Zürich, Schönberggasse 9,
CH-8001 Zürich, alinke@ds.uzh.ch